

ROBERT MERLE
DER KÖNIG
IST TOT



ROMAN

⊕ aufbau

ZWEITES KAPITEL

Der Krieg bedrückte die Geister, noch bevor er in unser Leben einbrach. In meinem Haus in der Rue des Bourbons nahm der Kopfkissenplausch melancholische Farben an. Nicht daß unsere Stürme weniger stürmisch geworden wären, aber die darauf folgenden Windstillen, wenn einer sich in des anderen Arme schmiegte, waren nicht mehr so wohligh und froh. Catherine hegte die größten Sorgen, daß Ludwig mich zu gefährvollen Missionen rufen werde, bei denen ich natürlich das Leben verlöre, so daß Emmanuel seines Vaters beraubt und sie eine untröstliche Witwe bis ans Ende ihrer Erdentage würde.

»Und warum? Warum?« fragte Catherine gequält. »Warum dieser Teufelskrieg? Weil Franzosen und Kaiserliche ihn unbedingt wollen, anstatt sich zu verständigen! Und nur, weil einer das Reich des anderen schnappen will.«

»Nein, meine Liebe«, versetzte ich lebhaft, »es geht darum, dem feindlichen Reich durch wohlbedachte Affronts die Zähne zu zeigen. Ludwig nimmt die kaiserliche Reichsstadt Speyer. Die spanischen Niederlande nehmen Trier und setzen den Erzbischof Philipp von Sötern gefangen, den Freund und Schutzbefohlenen des französischen Königs. Ein ebenso evidenter wie unverschämter *Casus belli*.«

»Was ist ein *Casus belli*, mein Lieber?« fragte Catherine.

»Das ist ein so unfreundliches Vorgehen eines Staates gegen einen anderen, daß es nach dem Ehrenkodex der Könige und der Königreiche Anlaß bietet, demjenigen Staat, der sich seiner schuldig gemacht hat, den Krieg zu erklären. Lange hat Ludwig Geduld und Vorsicht bewiesen. Zuerst forderte er die Spanier auf, den Erzbischof freizulassen, was diese so verächtlich ablehnten, daß die Weigerung fast genauso unverschämt war wie die Gefangennahme. Ludwig beriet sich mit Richelieu, dann erklärte er den Iberern in aller Form den Krieg, doch nicht ohne schreckliche Befürchtungen, weil er ja wußte, wie schlecht es um unsere Armeen bestellt und wie erschöpft un-

sere Staatskasse ist. Und war es denn nicht abzusehen, daß die Spanier die Kaiserlichen unterstützen würden, die uns nicht vergessen haben, daß der Herzog von Rohan sie aus dem Veltlin vertrieb?¹

Dahinter aber verbirgt sich ein ehrgeizigerer Grund. Weder die spanischen noch die österreichischen Habsburger haben den Traum von einer Universalmonarchie aufgegeben, denn nur sie würde ihnen ermöglichen, die protestantische Ketzerei mit Feuer und Schwert auszutilgen. Und welches Reich könnte als universell betrachtet werden, solange Frankreich frei ist?«

»Mein Gott!« rief zornig Catherine, »wie beschränkt die Männer doch sind! Einer will dem anderen das Land wegnehmen und geht ihm an den Beutel wie die Straßenräuber den unglücklichen Reisenden.«

Da klopfte es, und ein Musketier in den Farben des Kardinals übergab mir eine Botschaft seines Herrn. Ich konnte mir denken, um was es ging, und erbrach das Siegel.

»Nun, was will der diabolische Prälat von Euch?« fragte Catherine.

»Er hat eine Mission für mich, mein Lieb.«

»Ja, und sicherlich am Ende der Welt!«

»Wer weiß.«

»Eine Mission, von der Ihr nicht wiederkehrt«, sagte Catherine, blaß und ängstlich.

»Unsinn, Catherine! Ludwig hat mir nie einen militärischen Auftrag erteilt.«

»Und das Gravere, das Ihr bei Nacht an der Spitze eines Regiments erklimmen mußtet?«

»Gut, aber das befehligte allein der Graf von Sault. Ich war der Dolmetsch unseres italienischen Bergführers und lief keine andere Gefahr als Schnee und Kälte.«

»Monsieur, Ihr müßt doch immer recht haben!«

»Ihr auch, Madame, und das ist eben das Dilemma: Wer mag nun entscheiden, wer von uns beiden mehr recht hat?«

»Monsieur, Ihr schraubt mich!«

»Madame, ich bete Euch an!«

Ich nahm sie in die Arme und drückte sie an mein Herz, was

1 Dieses kleine Land, um das so viele Kriege entbrannten, lag in Norditalien. Spanier und Kaiserliche wollten es erobern, damit die in Italien sitzenden Spanier einen leichten Durchgang zu ihren österreichischen Verbündeten hätten.

sie besser überzeugte und für mich um so köstlicher war, als es allem Reden und allen Tränen ein Ende setzte. Trotzdem, als ich meine Karosse bestieg, machte der Gedanke an unsere nahe Trennung mich unsagbar traurig und beklommen, ebenso auch, daß ich auf Wochen, vielleicht auf Monate beim Erwachen ihren süßen, warmen Leib nicht neben mir finden würde.

Im Louvre traf ich im Vorzimmer des Kardinals die Herren de Guron und de Bouthillier¹, die ihren Aufruf, so wie ich, erwarteten. Weil ich mir sagte, daß dieses Warten lange, bis über die Mittagszeit, dauern könnte, schickte ich sogleich Nicolas, Catherine von meiner möglichen Verspätung zu unterrichten, was Nicolas freute, der somit schneller zu seiner reizenden Frau heimkam, was meiner Eskorte aber zuwider ging, die vielleicht stundenlang mit leerem Magen in der schon heißen Maisonne schwitzen mußte.

Der Leser wird sich an Monsieur de Guron erinnern, ich frische sein Gedächtnis hier nur auf. Als unbedingt verlässlicher Diener des Königs und Richelieus oblag es ihm, abwechselnd mit mir, die Spitzelberichte der Zocoli entgegenzunehmen, bis der König es für sicherer erachtete, sie über den Beichtstuhl Fogacers gehen zu lassen, wo die Zocoli in der Menge der Sünderinnen tatsächlich nicht auffiel. Dieser Zulauf hatte natürlich mit Fogacers Nachsicht und Duldsamkeit zu tun, absolvierte er doch, ohne Strafpredigten zu halten oder mit ewiger Verdammnis zu drohen. Und der Grund dieser Milde war meines Erachtens, daß Fogacer in jungen Jahren bekanntlich auch seine Schwächen gehabt hatte, wenn auch nicht fürs weibliche Geschlecht.

Monsieur de Guron war – wie leider auch Ludwig! – einer der Freßsäcke vom Hof, was ihm, im Unterschied zum König, aber kein Ungemach bereitete. Er trank wie ein Loch, ohne jemals betrunken zu sein, er schmatzte wie ein Schwein am Trog und rammelte wie eine Ratz im Stroh. Und trotz seinen Ausschweifungen blieb Monsieur de Guron gesund, kraftvoll und vergnügt und schob seinen Schmerbauch mit der Sicherheit eines Mannes vor sich her, der sein Leben trefflich eingerichtet hat.

Wie anders dagegen erschien der lange, hagere Bouthillier, unabänderlich nüchtern, klug und fleißig. Übrigens entstammte

1 Oberintendant der Finanzen.

er einer für ihre Redlichkeit berühmten Familie des Amtsadels, die Richelieu seit langem verbunden war, und weil der Kardinal Bouthilliers Tugenden hochschätzte, hatte er ihn zu seinem Rat und Vertrauten gemacht. Nach stetigem Aufstieg seit 1613 war dieser 1632 Oberintendant der Finanzen geworden, ein höchwichtiges Amt in Friedenszeiten, um wieviel mehr aber im Krieg, der ja bekanntlich Gold in Massen verschlingt.

Ich vermutete, daß Bouthillier von Richelieu als erster empfangen würde, doch als Monsieur de Guron vor ihm gerufen wurde, nahm ich an, daß ich der nächste sein würde und daß der Kardinal sich Bouthillier zum guten Schluß aufbewahrte.

Monsieur de Guron blieb nur zehn Minuten drinnen, und ich dachte, dann würde mein Gespräch mit dem Kardinal auch nicht länger dauern. Doch ich irrte.

Als ich eintrat, war der Kardinal beim Schreiben und bedeutete mir, inzwischen Platz zu nehmen, was mir die Muße ließ, ihn zu betrachten. Er war sehr blaß und hatte tiefe Ringe um die Augen, gleichzeitig aber gingen von ihm eine Ruhe und eine Kraft aus, die zeigten, daß er bei seiner gewaltigen Belastung die Herrschaft über seine Seele nicht verlor. Obwohl diese Belastung sehr unerfreuliche und gefährliche Seiten hatte. Hinter dem ausländischen Krieg zeichnete sich ein heimtückischer Bürgerkrieg ab, dessen Auswirkungen zerstörerisch werden konnten für das Reich, für den König und für seine eigene Person. Ohne zu bedenken, was das Joch eines fremden Reiches auf ihrem eigenen Boden heißen würde, sahen viele Franzosen, unterm Einfluß der klerikalen Fanatiker oder aber aus Haß auf den Kardinal und oft sogar auf den König, den Einfall der Spanier in Frankreich gar nicht ungern. In ihren Augen würden die Spanier, sobald sie Frankreich besetzt hätten, der ruchlosen Nachsicht ein Ende machen, mit der Ludwig in seinem Königreich die Ausübung des protestantischen Kults erlaubte. Die Spanier würden jenes Gnadenedikt aufheben und mit Sicherheit einen so unerbittlichen Krieg gegen die Protestanten führen, daß er nur mit ihrer vollständigen Vernichtung enden könnte. Und dann würden weder Ludwig noch der Kardinal verschont werden. Diese guten Leute gingen wahrhaftig soweit, zu frohlocken, als die Spanier auf unserem Boden die ersten Erfolge errangen. Und heimtückisch behinderten sie durch ihren bösen Willen und durch aufschiebende Machen-

schaften jene Anstrengungen, durch die Ludwig und Richelieu unsere Finanzmittel zu erhöhen und eine Massenerhebung der Franzosen herbeizuführen versuchten.

Endlich beendete der Kardinal seine Schreibearbeit und erklärte mir mit rascher, gebieterischer Stimme die Mission, die er mir anvertrauen wollte.

»Wie Ihr wißt, Siorac, hat der König den Heerbann ausgerufen, um eine starke Armee zu bilden, doch hat sein Aufruf nichts wie Verdruß und Enttäuschungen gebracht. In Châlons, dem angegebenen Sammelpunkt, erschienen nur wenige Edelleute, und als sie sahen, wie wenige sie waren, machten sie eilends kehrt und zogen wieder nach Hause. Ihr könnt Euch den Zorn des Königs vorstellen. Er wollte den Memmen den Adel aberkennen, ihre Wappen zerschlagen, ihre Häuser auslöschen. Doch weil er durch so extreme Maßnahmen den gesamten Adel gegen sich aufbringen würde, hat er sich zu sanfteren Methoden durchgerungen. Das Beispiel gab ihm sein Bruder Gaston, dem es ja seinerzeit gelungen war, in seinen Provinzen Blois und Orléans achthundert Adlige und neuntausend Nichtadlige auszuheben.

Doch zurück zu unserem Anliegen«, sagte Richelieu. »Eingedenk Eurer diplomatischen Fähigkeiten, Siorac, entsendet Euch der König ins Languedoc, wo Ihr Euch in der Rekrutierung versuchen sollt, wie sie Gaston in Orléans gelang. Ludwig stellt Euch eine Karosse mit den königlichen Wappen und eine Eskorte aus zwanzig seiner besten Musketiere zur Verfügung. Und als Gesandter des großen Königs habt Ihr prächtige Kleider anzulegen und werdet, den Klerikalen zu Gefallen, Euer Band vom Heilig-Geist-Orden tragen. Hier und da streut Ihr in Eure Reden okzitanische Wörter ein, um das Wohlwollen Eurer Zuhörer zu gewinnen. Scheut Euch auch nicht, von vornherein Eure Titel geltend zu machen: Herzog und Pair, Mitglied des Großen Königlichen Rats, Beisitzer im Obersten Gerichtshof.«

»Ergebensten Dank, Eminenz. Und wie soll ich es angehen, die Edelleute des Languedoc zu verführen?«

»Um sie zusammenzurufen, wendet Ihr Euch an die Vögte und Bürgermeister, und wer nicht kommt, den sucht Ihr auf seinem Adelsitz auf.«

»Und wie«, fragte ich, »verpflichte ich sie, sich zu verpflichten?«

Mein *gioco di parole*¹ beeindruckte den Kardinal leider nicht.

»Durch verschleierte Drohungen im Wechsel mit lockenden Versprechen.«

»Und wieweit, Eminenz, darf ich hierin gehen?«

»Bietet die königliche Erlaubnis an, dem Adellsitz einen Turm anzufügen, oder eine Vergrößerung des Landbesitzes, sofern das königliche Krongut nahe genug liegt, oder eine Erhöhung im Adelsrang, ein schmeichelhaftes Amt für den ältesten Sohn oder den Äbtissinentitel für eine ins Kloster eingetretene Tochter.«

Dies amüsierte mich, fiel mir doch ein, wie der galante Henri Quatre, als er Paris belagerte, Umgang mit einer kleinen Nonne pflegte. Und zum Abschied, weil Henri ein Knicker war, ernannte er sie, anstatt ihr ein Geschenk zu machen, zur Äbtissin ihres Klosters.

»Eminenz«, sagte ich, »darf ich noch eine Frage stellen, die letzte und heikelste. Wer trägt die Kosten dieser großen Reise?«

»Ludwig zahlt den Sold seiner Musketiere und Eure Kost.«

»Himmel! Das ist ja ruinös!«

»Ludwig sorgt für das Nötige.«

»Ich verstehe«, sagte ich, mehr sagte ich nicht, so ärgerte mich Ludwigs Knausererei, die stark an seinen Vater erinnerte.

Doch als ich mich hierüber gegen Fogacer beklagte, teilte er meine Ansicht ganz und gar nicht.

»Nein, nein, mein lieber Herzog. Bei einem König ist Knausererei eine große Tugend, und äußerst nützlich, denn Geld bedeutet Stärke und Macht. Bedenkt nur, wie unbesonnen Heinrich III. seine Lieblinge mit Geldern überhäufte, und als es drauf ankam, hatte er nichts, um eine Armee auszuheben und seinen Thron gegen den Herzog von Guise zu verteidigen.«

Richelieu nannte mir genau Tag und Stunde, wann die königliche Karosse und die königlichen Musketiere vor meinem Haustor halten würden, um mich ins Languedoc zu entführen. Hinzu setzte er, daß ich nicht der einzige sei, den er mit gleichem Auftrag in die französischen Provinzen entsende, ohne dies übrigens geheimzuhalten, im Gegenteil, er ließ es *urbi et orbi* bekanntmachen, damit man überall von Ludwigs ehernem

1 (ital.) Wortspiel.

Entschluß wisse, die Eindringlinge mit Hilfe seines Adels zu bekämpfen.

Ich wollte den Louvre nicht verlassen, ohne die Prinzessin von Guéméné in ihren Gemächern zu besuchen, und fand sie bei einem Frühstück aus ungebutterten Waffeln und einem halben Becher Süßwein. Sie empfing mich ganz zwanglos, mit sichtlicher Freude und bat mich, nachdem ich ihr die Hand geküßt, ihr doch bitte rasch mal den Nacken zu kratzen, der sie gräßlich jucke, was ich mit nicht geringem Vergnügen tat.

»Nun, Herzog«, sagte sie munter, »Ihr reist also ins Languedoc, um für den König Soldaten zu werben.«

»Woher wißt Ihr das schon wieder?«

»Mein Freund, der ganze Hof weiß es, und so boshaft er im allgemeinen auch redet, billigt er doch, daß Ludwig Euch für diese Aufgabe erwählt hat.«

»Das freut mich, zumal ich weiß, daß, wenn ich scheitere, derselbe Hof mich durch den Kot ziehen wird.«

»Und wie seht Ihr Euren Auftrag?«

»Ich fürchte ihn«, wie Henri Quatre einmal sagte.«

»Warum?«

»Die Sache wird nicht ganz einfach sein. Die Landadligen sind schrecklich empfindliche Leute, kleine Könige in ihrem Reich. Sie lieben es nicht, erinnert zu werden, daß sie auch Untertanen eines großen Königs sind.«

»Und wann brecht Ihr auf ins Languedoc, um Eure Grundbesitzer zu ködern?«

»Übermorgen.«

»Dann könnt Ihr mich ja morgen vormittag noch einmal besuchen.«

»Das kann ich nicht versprechen, Madame. Ich muß in den Gerichtshof, wo ich als Vertreter des Königs einer Sitzung des Gerichtsrats beiwohne, damit die Herren Räte sich seiner Autorität erinnern.«

»Lieber Gott! Erlaubt die Frage, was dieser Gerichtsrat macht?«

»Hauptsächlich Bezüge kassieren.«

»Und außerdem?« fragte sie lächelnd.

»Den Mitgliedern des Gerichtshofs weisen Rat spenden, den sie nicht befolgen.«

»Und wieso?«

»Weil es nichts Hochnäsigeres gibt als diese Herren der Robe. Auch sie halten sich für kleine Könige und wollen bei der Führung der Reichsgeschäfte ihr Wort mitreden.«

»Gelingt ihnen das?«

»Nie! Ludwig verbietet ihnen jedesmal den Mund und staucht sie energisch zusammen.«

»Trotzdem versuchen sie es immer wieder?«

»Dann und wann. Sie sind halsstarrig wie die Maultiere, die sie reiten.«

»Sie reiten doch nicht immer Maultiere?«

»Keine Bange, Madame. Karossen haben sie auch, und oft schönere als wir, aber darin dürfen sie nicht zum Gerichtshof fahren, um die Straße davor nicht zu verstopfen.«

In dem Moment klopfte es, und der Majordomus meldete den Grafen von Sault.

»Laßt eintreten«, sagte Madame de Guéméné zu ihrem *maggiordomo*, dann fragte sie lächelnd, ob ich mit Graf von Sault nicht gut befreundet sei.

»Sehr gut«, sagte ich. »Wir lernten uns auf dem Italienfeldzug kennen. Wir waren bei der Einnahme von Susa dabei und bezogen beide Quartier bei zwei wunderschönen, verwaisten Zwillingsschwestern.«

»Und vor Rührung, daß sie nicht Vater noch Mutter hatten, habt Ihr und Graf von Sault sie aufs beste getröstet, nehme ich an.«

»Ach, genau das behauptet Catherine und wird es ewig behaupten! Aber es ist nicht wahr, Graf von Sault war der einzige Tröster beider Waisen.«

»Wie Ihr mir leid tut! Zu Unrecht beschuldigt zu werden, das schmerzt. Und dazu noch das Bedauern, daß Ihr die Sünde, deren man Euch verklagt, gar nicht begangen habt.«

»Liebe Freundin, Ihr seid ein Genie, dies so klar zu erkennen.«

»Ein Genie bin ich nicht. Eine Frau zu sein genügt mir.«

»Die liebenswürdigste Frau.«

»Herzog, vergeßt unsere Vereinbarung nicht, bei unseren Plaudereien niemals ›die leuchtende Schwelle der Freundschaft‹¹ zu überschreiten.«

1 Eine Formulierung des Augustinus, der sich in seinen »Bekanntnissen« vorwirft, besagte Schwelle in seiner Jugend mehrmals übertreten zu haben.

»Madame, ich gehorche, so ungern ich charmanteren Perspektiven auch entsage.«

Hierauf trat Graf von Sault herein, und nachdem er Madame de Guéméné kniefällig die Hand geküßt hatte, umarmte er mich lachend und klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter.

Ich hoffe, meine schöne Leserin entsinnt sich aus dem vorhergehenden Band dieser Memoiren bebenden Herzens des Grafen von Sault und der Beschreibung, die ich von ihm gab. Um mich nicht zu wiederholen, will ich hier nur sagen, daß der Graf am Hof als ein Musterbild männlicher Schönheit galt. Und in welchem Maße er von der Weiblichkeit belagert wurde, das hätte ihm wahrlich zu Kopfe steigen können. Doch dem war nicht so. In seinem Benehmen gab es keine Spur von Aufgeblasenheit und Dünkel. Und da ich mit ihm in Schnee und Kälte durch das Gravere zog, kann ich außerdem bezeugen, daß er zu seinen Soldaten zwar streng war, sie aber nie beschimpfte oder schikanierte, vielmehr sehr fürsorglich auf sie und ihre Ernährung acht hatte.

Madame de Guéméné hieß ihn auf einem Lehnstuhl Platz nehmen, was er mit so finsterner Miene tat, daß sie ihn daraufhin ansprach.

»Lieber Graf«, sagte sie, »was zieht Ihr für ein trübsinniges Gesicht! Was gibt es denn? Ihr seht aus, als wäret Ihr in die trübsten und verdrießlichsten Gedanken versunken. Geht es Euch nicht gut?«

»Madame, nicht mir geht es nicht gut, sondern dem Reich.«

»Dann erzählt uns das Unglück, wenn es kein Staatsgeheimnis ist.«

»Heute ist es das noch. Morgen nicht mehr. Hört denn die traurige Geschichte, Madame. Wir haben Spanien den Krieg erklärt, haben, wie Ihr wißt, die niederländische Grenze überschritten und die spanische Armee bei Avins besiegt, aber der Sieg nützte uns nichts, denn bei Louvain wurden wir geschlagen, und dann geschah etwas Furchtbares. Das Gift der Desertion griff um sich. Unsere Armee schmolz von zwanzigtausend Mann auf sechstausend zusammen. Und als ob dieser Krieg mit Spanien noch nicht reichte, griff Condé die Stadt Dole im Jura an, und schon erklärte der Kaiser uns den Krieg. Sicherlich wißt Ihr, daß wir uns durch Lothringen und das Elsaß verstärkt haben, um einer Invasion der Kaiserlichen zuvorzukommen, nur

sie haben uns gar nicht von Osten angegriffen. Sie marschierten nach Norden, über Aachen nach Brüssel und vereinigten sich mit den spanischen Kräften. Sie bildeten eine siebenundzwanzigtausend Mann starke Armee mit vierzig Kanonen. Einer solchen Heeresmacht haben wir nichts entgegenzusetzen. Der Ruf zu den Waffen hat kläglichste Ergebnisse erbracht. Ihr wißt es, Monseigneur«, fuhr er, an mich gewandt, fort, »da Ihr neben anderen ausziehen sollt, dem Übelstand abzuhelpfen. Aber das Schlimmste ist, daß der König kein Geld hat. Kurzum, wenn es dem König und Richelieu nicht gelingt, unsere finanzielle Situation zu bessern und die Franzosen ihrer feigen Tatenlosigkeit zu entreißen, fürchte ich, daß ›unsere italienischen Lorbeeren sich bald in Zypressen verwandeln werden‹.« (Letzteres war ein Ausspruch von Richelieu, wie ich später erfuhr.)

»Gott im Himmel!« sagte Madame de Guéméné, »ist Paris etwa schon bedroht? Sollte ich nicht schleunigst in meine Bretagne aufbrechen?«

»Nein, nein, Madame! Hütet Euch vor einer verfrühten Entscheidung. Bedenkt, daß ein Adelshaus, das in Paris leer und verschlossen steht, leicht von der Kanaille geplündert werden kann. Vor allem bitte ich Euch, gebt es niemandem weiter, was ich Euch hier sagte. Zeigt Euch unbesorgt, aber legt Vorräte an Mehl und anderen Lebensmitteln an, und laßt Euren Majordomus Hühner kaufen, die Ihr in Eurem Garten halten könnt, auch eine Milchziege. In Kriegszeiten wird bekanntlich alles knapp, und wer weiß, ob Paris nicht bald belagert wird.«

Wie vorgesehen, begab ich mich am folgenden Tag, nur von Nicolas begleitet, erstmals zum Gerichtshof, wo ich mit kühler Höflichkeit von den Herren der Robe empfangen wurde, die in mir zweifelsohne einen Spion des Königs erblickten. Sie gaben mir einen ziemlich guten Platz, und als ich freundlich fragte, welches meine Rolle in ihrer erhabenen Gesellschaft sein solle, belehrte mich ein gewisser Monsieur de Mesmes.

»Monseigneur, Eure Aufgabe ist es, uns zuzuhören. Indessen steht es Euch frei, ums Wort zu bitten und einen Vorschlag zu machen, der indes nur angenommen wird, wenn die Mehrheit ihm zustimmt. In Euren Befugnissen steht nicht, daß Ihr an unseren Abstimmungen teilnehmen dürft.«

Dies wurde mir unter vielen Verbeugungen gesagt und mit einer Höflichkeit, die an Unverschämtheit grenzte.

»Monsieur«, versetzte ich kühl, »ich bin überzeugt, daß ich mich gut unterrichte, wenn ich zuhöre.«

Hierauf blieb ich stumm und still in meinem Stuhl sitzen, umgeben von allgemeiner Feindseligkeit.

Die Herren der Robe gehorchten einem ebenso feierlichen Protokoll wie der Große Königliche Rat, dem es übrigens abgeschaut war. Doch schließlich begann die Sitzung, und der Präsident verkündigte, daß der König vom Gerichtshof fünfzehn Goldmillionen für die Kriegführung verlange.

Wütendes Schnauben und Zornbeben lief durch die Versammlung, doch, sei es aus einem Rest von Respekt, sei es wegen meiner Gegenwart, äußerte sich niemand gegen Seine Majestät. Eine verworrene Diskussion begann, die einen sagten, es sei nahezu unmöglich, eine solche Summe aufzutreiben, die anderen fragten, ob das denn notwendig sei, da der Krieg eben erst begonnen habe, wieder andere fragten nicht ohne Tücke, wohin diese Gelder wohl fließen würden, wenn nicht in die Taschen eines Ministers, der gern prunkvolle Paläste baute.

Die böswillige Attacke auf Richelieu entrüstete mich dermaßen, daß ich fast den Mund aufgetan hätte, um sie zu dementieren. Ich ließ es, und ich tat gut daran, denn in dem Moment klopfte es an der Tür, und der Gerichtsdieners meldete dem Präsidenten, daß ein Kurier eine wichtige Nachricht vom Krieg überbringen wolle.

Zerzaust und staubbedeckt trat der Kurier herein.

»Ehrenwerte Herren«, sagte er, »zu meiner Betrübnis muß ich Euch eine sehr traurige Mitteilung machen, die unser Waffenglück betrifft: Die Spanier haben La Capelle eingenommen.«

Du kannst La Capelle nicht vergessen haben, Leser, denn diese Feste an der niederländischen Grenze kam zweimal in meinen Memoiren vor. Das erstemal, als der junge de Vardes, der in der Zitadelle an seines Vaters Statt kommandierte, sich hatte überreden lassen, diese der Königinmutter für ihre geplante Flucht zu öffnen.

Auf Befehl Ludwigs holte ich den Vater des unbesonnenen Heißsporns herbei. Dieser übergab uns La Capelle unter Tränen und floh auf meine Empfehlung hin eilends nach England, zu meiner guten alten Freundin Mylady Markby, um der Bastille oder womöglich gar dem Henkersbeil zu entrinnen, das ihm von Ludwigs Zorn drohen mochte.

Das zweitemal fand ich mit Gaston nach einem Gewalttritt von Brüssel bis zur französischen Grenze in La Capelle Aufnahme. Der Leser wird sich erinnern, daß ich dort an einer fiebrigen Erkältung erkrankte, von der mich das Chinin der Jesuiten kurierte, was ein großes Loch in meinen Beutel riß.

Aus meiner Kenntnis der Örtlichkeiten kann ich bestätigen, daß La Capelle mit seinen machtvollen, gezinnten Mauern, seiner starken Garnison und seinen gut gefüllten Speichern bestens zu verteidigen gewesen wäre. Darum war ich außer mir, zu hören, daß der Festungskommandant, Baron du Becq, den Spaniern nach nur siebentägiger Belagerung seine Tore geöffnet hatte.

Was mich jedoch noch mehr aufbrachte, war die Feststellung, daß die Gerichtsherren, als sie von der Kapitulation des Feiglings hörten, darauf ganz anders reagierten als ich. Gewiß, niemand erklärte seine Gefühle zunächst offen, doch die freudig gewechselten Blicke, das erregte Geflüster, die von ironischem Lächeln begleiteten halben Worte lehrten mich, wie sie das Ereignis auffaßten.

Weil das Geflüster zu leise war und ich Genaueres wissen wollte, nahm ich Zuflucht zu einer List. Ich ließ meinen Kopf an der Rücklehne meines Sitzes niedergleiten, schloß die Augen und tat, als wäre ich eingedöst. Es glückte. Die bislang gedämpften Stimmen wurden lauter. Und bald vernahm ich deutliche Reden, die mich sprachlos machten. »Nach dieser Nachricht«, sagte einer der Herren, »darf man sich auf ähnliche Tag für Tag gefaßt machen.« Ein anderer sagte: »Wenn der Spanier so forsch weitermacht, kann binnen Monatsfrist alles vorüber sein, der Kardinal muß nach Le Havre fliehen und Ludwig seinen Thron an Gaston übergeben.« Und spöttisch setzte ein dritter hinzu: »Bitte, meine Herren, beeilt Euch nicht zu sehr, die vom König geforderten Goldmillionen zusammenzukratzen. Bald braucht er sie nicht mehr.«

Ich wartete, bis diese Reden aufhörten und die Herren zur Tagesordnung zurückkehrten, um aus meinem simulierten Schlaf zu erwachen und von den Herren Urlaub zu nehmen. Als ich ins Freie trat, fragte Nicolas, der mich in Wut sah, ob etwa einer der feisten Schwätzer mir Ärger gemacht habe. In dem Fall, setzte er, auf seinen Degenknauf klopfend, hinzu, sollten wir hingehen und ihn Höflichkeit lehren.

»Aufgesessen, Nicolas!« sagte ich. »Und spare dir deine kriegerischen Reden. Zum Louvre!«

»Zum Louvre?« fragte Nicolas enttäuscht, der sich wohl auf einen traulichen Nachmittag mit seiner Henriette gefreut hatte.

Im Louvre fand ich im Vorzimmer Bouthillier, und da er jederzeit Zutritt zu Richelieus Kabinett hatte, wurde ich augenblicklich vorgelassen und fand dort auch den König. Nach allen protokollarischen Grüßen berichtete ich, was ich im Gerichtshof gehört hatte.

»Herzog«, sagte Richelieu, »Ihr bestätigt durch nützliche Einzelheiten, was ich bereits wußte. Die Herren vom Gerichtshof sind dem König gewissenlos untreu und verraten ihr Vaterland.«

»Und was schlimmer ist«, sagte Ludwig, »sie wollen meine Vormünder spielen, wie die Königinmutter es wollte, und mir eine Politik zugunsten Spaniens aufschwätzen. Aber für die künstliche Verschiebung, zu der sie greifen, um die von mir geforderten Gelder nicht zu bewilligen, werde ich ihnen schon bald die Ohren langziehen, und nicht ohne Härte.«

In dem Moment erschien Bouthillier im Kabinett und übergab dem König ein Schreiben.

»Sire«, sagte er, »ich fürchte, es ist eine schlechte Nachricht.«

Ludwig entfaltete den Bogen, erblaßte vor maßlosem Zorn, sprang auf und marschierte durch den Raum. Dabei knirschte er mit den Zähnen, und seine Augen funkelten.

Niemand durfte den König ansprechen, wenn er in solchem Zorn war, nicht einmal Richelieu. Man mußte warten, bis Ludwig sich von selbst beruhigte und die Sprache wiederfand.

»Hört, meine Herren!« sagte er endlich, mit noch vor Wut bebender Stimme, »Baron von Becq hat La Capelle nach sieben Tagen Belagerung an die Spanier übergeben! Sieben Tage, Ihr habt es gehört! Saint-Leger hat Catelet nach zwei Tagen Belagerung an Spanien ausgeliefert! Zwei Tage, hört Ihr! Wie eilig sie es haben, sich in ewige Unehre zu stürzen! Diese Schurken und Memmen, Majestätsverbrecher alle beide! Gebt bekannt, Eminenz, daß sie *in contumaciam*¹ verurteilt sind, von vier Pferden zerrissen zu werden, sie gehen ihres Adels verlustig,

1 (lat.) In Abwesenheit des Beklagten.

auch ihre Nachkommenschaft, ihre Waffen und Wappen werden zerstört, ihre Häuser dem Erdboden gleichgemacht, ihre Besitztümer beschlagnahmt!«

Gevierteilt werden, liebe Leserin, ist eine grausige Strafe. Sie erinnern sich, daß Ravailiac sie für die Ermordung Henri Quatres erlitt. Doch im gegenwärtigen Fall möchte ich nicht, daß Ihre schönen Augen weinen, denn weder der Baron du Becq noch Saint-Leger wurden gevierteilt. Sowie sie von ihrer Verurteilung *in contumaciam* hörten, machten sich die Feiglinge – wie es verständlich ist – aus dem Staub und wurden nie mehr gesehen.

* * *

Nach meiner ersten Sitzung im Gerichtshof lud sich Fogacer bei uns zum Essen ein, und selbstredend wußte er schon wieder das meiste, was ich dort an Eindrücken gewonnen hatte. Nach beendeter Mahlzeit tranken wir wie stets einen letzten Becher in meinem Kabinett. Catherine kam und bat, an unserem Gespräch teilnehmen zu dürfen, denn erstens sei sie es leid, allein in ihrer Ecke zu sitzen wie eine Aussätzige, zweitens sei ihr Kopf nicht schwächer als unserer, im Gegenteil, drittens könne sie genau wie wir über Staatsgeheimnisse den Mund halten, und viertens sei sie dem König und dem Kardinal nicht weniger treu.

Kaum hatte sie dies ausgesprochen, als mein Majordomus mir ein Schreiben überbrachte, das ein Musketier Richelieus für mich abgegeben hatte. Wie erfreute mich die Lektüre, denn der Kardinal unterrichtete mich von seiner Entscheidung, mich nicht ins Languedoc zu entsenden; ich sei dem König nützlicher, wenn ich weiterhin an den Sitzungen des Gerichtshofes teilnehme. Er schicke Monsieur de Guron ins Languedoc, der gleichfalls Okzitanisch spreche.

Sogleich verkündete ich Catherine die gute Nachricht, und vor Freude, das sah ich, wäre sie mir am liebsten um den Hals gefallen, doch bremste sie mit Rücksicht auf unseren Besuch ihren Elan.

»Mein teurer Herzog«, sagte Fogacer, »Ihr wißt ja, daß ich Augen und Ohren des Apostolischen Nuntius in diesem Reich bin, und ich darf in aller Bescheidenheit sagen, daß er dank meiner besser unterrichtet ist als die anderen Gesandten, die

bei Seiner Majestät akkreditiert sind. Da Ihr es aber müde werden könntet, mich an Euren Quellen trinken zu lassen, ohne jemals an den meinen zu trinken, möchte ich Euch einen Tausch anbieten.«

»Einen Tausch?«

»Nun ja. Ihr erzählt mir im Detail, was auf dieser Sitzung der Gerichtsherren gesprochen wurde, an der Ihr teilnehmt, und ich erzähle Euch in allen Einzelheiten, mit welchen – mitunter wenig katholischen – Mitteln Ludwig sich die notwendigen Gelder für die Fortführung des Krieges beschafft.«

Lächelnd begrüßte ich diesen Handel und berichtete, wie ich auf besagter Sitzung Franzosen sah, die der nahen Niederlage ihres Vaterlandes mit Schadenfreude entgegensahen.

»Gütiger Gott!« sagte Fogacer, »zu welchen Exzessen der Parteigeist führen kann! Aus Haß auf die Hugenotten sind unsere Robenträger spanisch geworden. Sie haben nicht einmal soviel klares Urteil, um zu begreifen, wie hart unser liebes Frankreich die Besetzung der Spanier ankommen wird.«

»Teurer Domherr...«

»Nennt mich nicht ›teurer‹ Domherr, denn gerade als Domherr bin ich wenig wert.«

»Heißt das, Ihr seid zu den Sünden Eurer Jugend zurückgekehrt?«

»Schlimmer. Ich bin, wenn auch nicht zum Ketzer, so doch zum Heterodoxen geworden.«

»Zum Beispiel?«

»Ich denke, daß die Moral des Alten Testaments – ›Auge um Auge, Zahn um Zahn‹ – unmoralisch ist.«

»Was Ihr von der Lehre Christi aber nicht sagen könnt. Christus verbietet, die Ehebrecherin zu steinigen.«

»Und darin liegt die wahre Moral. Verwirrend ist eben, daß die Moral des Sohnes der des Vaters widerspricht.«

»So mag denn jeder«, sagte ich, »wählen, welche ihm die angenehmste ist.«

»Mein teurer Herzog, erlaubt mir zu sagen, daß Ihr Eure Religion ein wenig auf die leichte Schulter nehmt.«

»Und daran tue ich gut, denn sonst würde sie mich erdrücken. Wie wäre es, mein Freund, wenn wir zu unseren Hammeln zurückkehrten, zu den notwendigen Geldern für die Kriegführung, meine ich?«

»Nun, zuerst griff Ludwig zu den klassischen Mitteln. Er schuf neue Ämter und verkaufte sie an ehrbegierige Bürger, was für den Augenblick ein gutes Rezept sein mag, aber es belastet die Zukunft, denn diese Leute müssen ja weiterhin bezahlt werden. Sein anderes Rezept ist nicht minder klassisch: Er ließ Bischöfe und Mönche durch äußerste Sparmaßnahmen zur Ader. Doch zu unserem großen Leidwesen hat Ludwig eine Neuerung eingeführt: Er erhob auf jeden Livre für sämtliche gekauften Waren eine unbillige Steuer von einem Sou.¹ Und heute plant Ludwig etwas noch viel Abscheulicheres, ein Verbrechen, das seine Untertanen einst mit ihrem Kopf büßen mußten: Er will das Geld in seinem Wert verringern.«

»Heißt das«, fragte ich bestürzt, »Ludwig will sein eigenes Geld beschneiden?«

»So ist es! Es ist ungeheuerlich!«

»Aber«, sagte Catherine errötend, weil sie das Wort zu ergreifen wagte, »wie beschneidet man denn Goldmünzen?«

»Ganz einfach«, sagte ich: »durch Königswasser!«

»Königswasser!« sagte Catherine und lachte hellauf. »Und was ist das für ein Wasser, das Gold schmelzen kann?«

»Ein Gemisch aus Salpetersäure und Salzsäure, meine Liebe.«

»Das Abschmelzen«, sagte Fogacer, »ist übrigens eine äußerst heikle Operation, denn dabei darf das auf der Münze abgebildete Bildnis des Königs nicht verletzt werden.«

»Wenn man Gold abschmilzt«, sagte Catherine, »gibt es Schmelzreste, und was macht man damit?«

»Was wohl, meine Schöne«, sagte ich, »wenn nicht neue Münzen?«

1 Hier sieht der Leser, daß Ludwig XIII. der Erfinder der Mehrwertsteuer war.

DRITTES KAPITEL

Auf Befehl des Königs nahm ich also weiterhin an den Sitzungen des Gerichtsrates teil. Die Herren der Robe grüßten mich, richteten aber selten das Wort an mich. Richelieu ließ mich wissen, daß einige dieser Scheinheiligen erwögen, mich durch einen gedungenen Verbrecher ermorden zu lassen, doch gebe er nicht viel auf solches Gerede, sagte er. Dennoch riet er mir zur Vorsicht, und wenn ich nun ins Gericht ging, zog ich ein dünnes Kettenhemd unter mein Wams. Aber es war zu steif, zu heiß, zu unbequem, und ich überlegte mir, daß es eigentlich unnötig war. Denn wollte man mich beseitigen, geschähe es sicherlich nicht innerhalb des Gebäudes, sondern auf der Straße, wenn ich zu einer Sitzung eintraf oder sie verließ. So nahm ich künftig nicht nur Nicolas mit zum Gericht, sondern noch zehn meiner Schweizer Hünen, welche die ganze Sitzungszeit über die Straße bewachten.

Die Herren der Robe setzten jedoch mehr aufs Wort denn auf Waffen, und so wurde mir hinterbracht, daß einer mich als Spitzel betitelt hatte. Ich nahm denjenigen beiseite und sagte, für dieses böse und beleidigende Wort müßte er mir mit dem Degen in der Hand einstehen, wenn der König Duelle nicht verboten hätte. Hierauf wandte ich mich in ruhigem Ton an die Versammlung.

»Meine Herren, ich agiere hier nicht als geheimer Beobachter wie ein Spion, sondern völlig offen. Ihr wißt sehr wohl, daß, wenn Ihr prospanische Reden führt, ich diese umgehend Seiner Majestät berichte, meinem Gebieter, der auch Euer Gebieter ist. Ihr wißt ebenfalls, daß der König sehr ungehalten darüber ist, wie Ihr die Registratur der Edikte verschleppt, mittels derer Seine Majestät die Staatsgelder vermehren will. Einige unter Euch scheinen seine Anstrengungen, die Invasion zurückzuschlagen, geradezu zu hintertreiben. Gott sei Dank, verfügt der König über ein Arsenal von Zwangsmaßnahmen und Sanktionen, die Euch veranlassen sollten, Euer Reden und Handeln besser zu

bedenken. Man warnte mich, daß manche unter Euch daran dächten, mich ermorden zu lassen. Das ist kindisch. Vergeßt nicht, daß der König, der nicht gezögert hat, einen Montmorency enthaupten zu lassen, den Mord an einem seiner treuesten Diener nicht ungestraft ließe.«

Zu Hause beim Mittagessen brachte ich kaum ein Wort hervor, so ärgerte mich die Böswilligkeit der Gerichtsherren gegenüber dem König. Und als wir unterm Betthimmel Siesta hielten, wurde es mit mir nicht besser.

»Mein Freund«, sagte Catherine, »Ihr seid mürrisch und bedrückt. Darf ich fragen, was für eine Laus Euch über die Leber gelaufen ist?«

»Geliebtes Herz«, sagte ich, nachdem ich ihr mein Erlebnis vom Morgen berichtet hatte, »Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie diese Heuchler mich anwidern. Unsere Niederlagen bereiten ihnen jedesmal eine Genugtuung, daß sie sich schon plustern wie die Gänse und die Schnäbel wetzen, um nach dem Sieg der Spanier Richelieu den Garaus zu machen.«

»So unziemlich reden sie?«

»Sie nehmen kaum mehr ein Blatt vor den Mund! Gerade nur, daß sie nicht in Freudengeschrei ausbrachen, als die Spanier am sechzehnten August Corbie einnahmen!«

»Wie?« fragte Catherine in gekränktem Ton. »Sie haben Corbie an Emmanuels Geburtstag genommen?«

Diese sehr weibliche Reaktion brachte mich zum Lachen, meinte Catherine doch offenbar, daß die Spanier ein bißchen mehr Takt hätten zeigen und Corbie nicht ausgerechnet am sechzehnten August erobern sollen. Gleichzeitig rührten mich ihre Worte, so naiv waren sie, und so beugte ich mich über Catherine und bedeckte sie mit Küssen.

»Monsieur!« sagte sie und stellte sich böse, »da sprechen wir nun von ernsthaften Dingen, und Ihr fallt über mich her wie ein wildes Tier!«

»Tausendmal um Vergebung, mein Lieb, daß ich nicht an mich hielt. Stellt getrost weiter Eure Fragen.«

»Was ist denn an diesem Corbie, Monsieur, daß sein Verlust die Pariser dermaßen erschreckt? Manche, höre ich, sollen schon ihre Sachen packen, um auf ihre Landsitze zu gehen.«

»Corbie ist eine kleine, aber gut befestigte Stadt unweit von Amiens. Und was die Angsthasen in Panik versetzt, ist ihre Nähe

zu Paris. Aber das ist Unsinn, so schnell ist Paris noch nicht bedroht, denn die großmächtige spanisch-kaiserliche Armee erweist sich als ziemlich schüchtern. Anstatt geradewegs auf Paris zu marschieren, hält sie sich bei einer kleinen Festung nach der anderen auf. Inzwischen nutzen der König und Richelieu die Zeit, den Schatz aufzufüllen und eine neue Armee zu formieren.«

»Und wieso ergab sich Corbie?«

»Meine Liebe, das ist eine höchst beschämende Geschichte. Monsieur de Soyecourt, der die Feste befehligte, hatte tausendachthundert Mann, dazu reichlich Waffen und Vorräte. Trotzdem kapitulierte er nach wenigen Tagen, weil die Spanier ihm persönlich den freien Abzug nach Amiens zusicherten. Das Schicksal der zurückgelassenen Soldaten scherte diesen Herrn offenbar wenig. Der König spie Feuer und Flammen, als er davon hörte, und die Pariser waren so empört, daß sie auf dem Pont-Neuf schrien: ›Köpft Soyecourt!‹«

»Und was geschah ihm?«

»Wie der Baron du Becq und Saint-Leger ergriff er das Hasenpanier.«

»Aber, du Becq, Saint-Leger, Soyecourt, sind das nicht ein bißchen viele Feiglinge unter den Festungskommandanten Seiner Majestät? Wie kommt das?«

»Nun, da wurde in Friedenszeiten auf die Empfehlung dieses oder jenes Marschalls so einem Schwachkopf eine Festung anvertraut, ein Pöstchen, das die Offiziere und Männer auf die Dauer faul und schlampig gemacht hat. Sie lebten so wohlversorgt in den Tag hinein, daß sie den Krieg vergaßen, und als er vor ihrer Tür stand, verloren sie die Besinnung und nahmen Hals über Kopf Reißaus.«

Um auf unsere Gerichtsräte zurückzukommen, so festigte die Einnahme von Corbie mehr und mehr ihre Vorstellung, daß der Spanier uns besiegen werde, und sie beschlossen, gegen den König und den Kardinal Front zu machen. Ich war bei der Sitzung anwesend, auf der man sich entschied, die königlichen Finanzedikte nicht zu registrieren. Der Sieg Spaniens, sagte Monsieur de Mesmes, werde eine Erhöhung der staatlichen Mittel überflüssig machen. »Wenn man aber ernstlich Gelder sucht«, fuhr er, deutlich den Kardinal attackierend, fort, »kann man sie in Brouage und Le Havre finden.«

Ich erhob mich und widersprach mit allem Nachdruck.

»Monsieur de Mesmes, erlaubt mir zu sagen, daß Eure Unterstellungen hinsichtlich des Kardinals ebenso unbegründet wie unzulässig sind. Die Gelder, die in den Hafenstädten Le Havre und Brouage ausgegeben wurden, dienten einem guten Zweck, mit vollständiger Billigung Seiner Majestät. Le Havre wurde verstärkt, um möglichen Angriffen der Engländer standzuhalten, die nach dem Verlust von Calais Lust haben könnten, sich eines anderen unserer Häfen zu bemächtigen. Und Brouage wurde auf ausdrückliche Anordnung des Königs ausgebaut, der dort eine große Werft errichten will, um die Seemacht des Reiches zu stärken.«

Monsieur de Mesmes schwieg nach dieser Rede still, doch zu meiner Überraschung wurde sein Gedanke nicht etwa aufgegeben. In höflicherer Form und nicht mehr direkt auf Richelieu gemünzt, brachte der Erste Präsident den Antrag ein, der denn auch mit einer knappen Mehrheit angenommen wurde, eine Abordnung zum König zu schicken, die ihm sagen solle, »seine Diener auf dem Gebiet der Finanzen dienen ihm schlecht.« Dies war höchst schimpflich für Monsieur Bouthillier, den Oberintendanten der Finanzen, ebenso aber für Richelieu, der vor allem gemeint war.

Der König wartete nicht, bis der Gerichtshof ihn bat, seine Abordnung zu empfangen. Er rief zehn der Herren namentlich in den Louvre, darunter den Ersten Präsidenten und natürlich Monsieur de Mesmes.

Ihr Empfang im Louvre war eisig.

»Meine Herren«, sagte der König, »ich hatte bereits Anlaß, Euch zu sagen, daß Ihr Eure Rechte überschreitet. Dies ist ein monarchischer Staat. Ihr seid ernannt worden, ich wiederhole es, um Streitfälle zwischen Peter und Paul zu schlichten und um meine Edikte zu registrieren. Es steht Euch nicht zu, Euch mit den Staatsgeschäften zu befassen, und ich verbiete Euch, künftig darüber zu beraten.«

Dies wurde mit so beeindruckender Majestät gesprochen, daß keiner der Räte den Mund aufzutun, geschweige den König anzusehen wagte, der sich nach einer Weile, die ihnen sehr lang erschienen sein dürfte, an Richelieu wandte und ihn fragte, ob er den Herren etwas sagen wolle.

»Das will ich, Sire«, sagte Richelieu, »und ich danke Euch, daß Ihr mir dazu Gelegenheit gebt.«

Er ließ seinen Blick über die Gerichtsherren schweifen, dann sprach er mit gemessener Stimme, die seltsamerweise trotzdem wie ein Peitschenhieb klang.

»Ich verstehe nicht, meine Herren, warum Ihr Euch gegen mich ausspricht, der ich dem Staat so viele Dienste geleistet habe.«

Schweigen herrschte.

»Doch warum sehe ich Monsieur de Mesmes nicht?« fuhr Richelieu fort.

»Hier bin ich, Herr Kardinal«, sagte Monsieur de Mesmes, der sich, klein und schwächlich, hinter dem breiten Rücken eines Kollegen verborgen hatte.

»Hier bin ich, Eure Eminenz«, wiederholte Monsieur de Mesmes und trat blaß und zitternd aus der Reihe.

»Nun, Monsieur de Mesmes«, sagte Richelieu, »redet! Sagt frei Eure Meinung, was mich betrifft, damit ich Euch mit guten Argumenten antworten kann.«

Monsieur de Mesmes blieb stumm wie ein Karpfen, wobei er sich gewiß fragte, ob er an diesem Abend nicht schon in der Bastille schlafen müsse. Richelieu sah ihn jedoch ruhig, höflich und geduldig an, so als könnte Monsieur de Mesmes seine giftigen Anwürfe gegen ihn tatsächlich und vernünftig rechtfertigen. Die stumme Szene währte eine Minute und wurde für alle so peinlich, daß wir dem Ersten Präsidenten Dank wußten, als er sie beendete.

»Sire, in Gegenwart Eurer Majestät sind wir gehalten, alles anzuhören, und wir sind gleichfalls gehalten, hierauf nichts zu erwidern.«

Das war nicht ungeschickt, das Schweigen von Monsieur de Mesmes erhielt seine protokollarische Begründung. Der König hatte jedoch zuviel auf dem Herzen, um nicht das letzte Wort zu behalten.

»Meine Herren«, sagte er in scharfem Ton, »ich denke, das Corps des Gerichtshofes ist im allgemeinen gut, aber ich sehe klar, daß es unter Euch einige gibt, die Spanier sind.«

Was soviel hieß wie Verräter. Hierauf zog sich die Abordnung der Herren, notdürftig in die Fetzen ihrer Würde gehüllt, zurück.

Der Zorn des Königs auf die Gerichtsherren besänftigte sich auch in den folgenden Tagen nicht. Er wettete gegen ihre Heim-

tücke, ihre Böswilligkeit, ihre Anmaßung, den Staat mitregieren zu wollen. Dafür erheiterte er sich, als er im Louvre die Pariser Zunftmeister zusammenrief. Die wackeren Leute warfen sich ihm zu Füßen und boten ihre Habe und sich selbst für das Heil des Reiches an. Ludwig war zu Tränen gerührt und umarmte die Nächststehenden. Das sprach sich herum. Alte Soldaten, die noch Henri Quatre gekannt hatten, sagten, von der Vorliebe für die Weiblichkeit abgesehen, sei Ludwig doch wie sein Vater, jedermann zugewandt und im Krieg, wie man es in Italien sah, besorgt um die Gesundheit und das Brot des Soldaten.

Die große Bereitwilligkeit des Pariser Volkes war kein Strohfeder. Den Befehlen des Königs gehorchend, stellten Maurer, Zimmerleute, Dachdecker und andere Gewerke jeweils einen Gesellen, um ihn zum Soldaten zu machen. Manche größere Werkstätten statteten ihren Gesellen überdies mit Pike oder Muskete aus, um den Reichsschatz zu schonen. Beiläufig gesagt, standen Waffen in Paris zum freien Verkauf, allerdings, um der Spekulation zu wehren, zu festgeschriebenen Preisen.

Die Armen oder Arbeitslosen wurden aufgerufen, die Wälle der Hauptstadt instand zu setzen, eine gewaltige Unternehmung, die von anerkannten Architekten geleitet wurde. Die armen Leute vollbrachten Wunder, schufteten von früh bis in die Nacht. Wofür sie Brot und Wein nach Begehr und sogar noch drei Sous am Tag erhielten. Sie reinigten die Laufgräben, richteten die Mauern wieder auf und verstärkten die fünfzehn Stadttore, die ab sofort bei Tag und Nacht von Soldaten bewacht wurden. Obwohl dafür die verlässlichsten ausgewählt wurden, drohten den »Gaunern und Schurken«, die sich herbeilassen sollten, dem Feind die Tore zu öffnen, harte Strafen.

Gleichzeitig ließ der König, des grausamen Hungers der Hungernden im belagerten La Rochelle eingedenk, genug Korn einlagern, um die Pariser Bevölkerung wenigstens ein Jahr zu versorgen. Und das war soviel, daß die Speicher nicht ausreichten und daß man die Vorräte, gut verschlossen und bewacht, in Kirchen, Klöstern, Palais und sogar im Louvre verwahrte.

Von der Pflicht, Gesellen zur Armee abzustellen, waren nur die Waffenfabrikanten ausgenommen. Diese erhielten vom König beträchtliche Aufträge, vor allem für Kanonen, die denn auch ihr gut Teil beitrugen, als die von den Spaniern eroberten Festungen zurückerobert wurden.